

übt (Kap. II und III): Die scheinbar von Descartes aufgewiesene Unhintergebarkeit des „Ich denke“ resultiere nicht unerheblich aus einer nicht sachangemessenen Vertauschung von Beweistheorie und Beweispraxis. Descartes orientiere sich implizit am Widerspruchsaxiom bzw. an der Hypothese des Eidos. Dies setzt S. mit gutem Grund dem „Ich denke“ Descartes' entgegen (Existenzbeweis). Die Hypothese des Eidos (vgl. dazu bes. die S. 110ff. – und hier ist eigene Lektüre erforderlich.) ist ihrerseits noch voraussetzungsreich, insofern sie die Orientierung am „Einen“ voraussetzt (worauf ich hier nicht eingehen kann, zumindest aber auf NICOLAUS VON KUES, *de coniecturis* verweise – „*fundamentum inconcussum*“). Ohne diese Bezugnahme noch zu thematisieren, dominiert im expliziten Argument bei Descartes das Kriterium der Deutlichkeit im Bewusstsein.

Während Descartes den Zugang zur Welt in Anbetracht der Bewusstseinsphilosophie lediglich über einen gütigen Gott zu retten vermag, finden Platon und Aristoteles – wie S. zeigt – einen direkten Weg dazu, indem sie nach dem fragen, was einen bestimmten Gegenstand zu diesem Gegenstand mache, eine bestimmte Sache zu dieser Sache. Im Gegensatz zur Neuzeit und Moderne sei dies nicht eine möglichst vollständige Repräsentation der Vorstellungsmerkmale (die ohnehin nicht möglich ist, wie in der Moderne selbst empfunden), sondern – aristotelisch gesprochen – das Ergon des Gegenstandes, der Sache, was man mit „Funktion“ wiedergeben könnte, vielleicht aber – wenigstens etwas angemessener – mit der Verbindung: „Das Ergon ist das, was etwas spezifisch leistet.“ Dieses Ergon kann demzufolge nichts Gegenständliches sein, sondern lediglich etwas rational Begreifbares. Zusammenfassend versuche ich zu formulieren, dass Platons und Aristoteles' Intention, einen Sachbeweis (Orientierung an dem, was eine Sache zu dieser Sache macht) zu führen sich dem der Neuzeit und Moderne im Sinne Descartes' u. a., nämlich einen Existenzbeweis (Orientierung am wohlbestimmten Einzelgegenstand) zu führen, als überlegen erweist.

Die Rezension kann nicht im Ansatz die Leistung des Autors einfangen, jede Seite hätte in Anbetracht der Fülle an Einsichten eigene Bemerkungen verdient. S.s Buch über Platon und Des-

cartes (und damit über das Verhältnis von Antike zur Neuzeit und Moderne und die Legitimität der Neuzeit und Moderne) setzt Maßstäbe, an denen die künftige Platon- und Descartesforschung nicht vorbeikommt. Das Bild einer kindlich-naiven Antike darf endgültig als überholt gelten. Platon und Aristoteles bieten in überzeugenden Konzepten eine sich selbst vergewissernde Wendung des Denkens auf sich selbst.

BURKARD CHWALEK, Bingen

*Klaus Bartels: Jahrtausendworte in die Gegenwart gesprochen, ausgewählt, übersetzt und vorgestellt von K. B. Darmstadt/Mainz: Philipp von Zabern 2011. 199 S. EUR 19,90 (ISBN 978-3-8053-4369-5).*

Das Buch wurde im FORUM CLASSICUM zwar schon mehrmals erwähnt (vgl. FC 3/2011, S. 193; 4/2011, S. 334, und 1/2012, S.40), aber noch nicht gebührend vorgestellt. Der Autor ist unsern Lesern durch manchen Beitrag in dieser Zeitschrift (zuletzt in FC 3/2011 und jetzt im vorliegenden Heft) und den Teilnehmern an den Kongressen des DAV auch als Referent gut bekannt. Weit verbreitet, immer wieder und inzwischen bereits in 13. Auflage erschienen ist seine Sammlung „*Veni vidi vici*. Geflügelte Worte aus dem Griechischen und Lateinischen“. Das vorliegende Buch bietet zwar auch Zitate, doch geht es hier nicht nur um Angabe der Fundstellen und knappe Übersetzungen, sondern um etwas längere Texte, Kernstellen aus der antiken Literatur. Diese werden in der Regel in Übersetzung (nur manchmal ist ein lateinisches oder griechisches Zitat vorangestellt) und mit Interpretation geboten und liefern somit selbst den Nachweis ihrer erstaunlich zeitübergreifenden Aktualität. Insofern ist der Titel berechtigt: „Jahrtausendworte in die Gegenwart gesprochen“.

KLAUS BARTELS ist u. a. Autor jahrzehntelang laufender Rubriken in der „Neuen Zürcher Zeitung“ und stellt auch auf diesem Wege immer wieder aktuelle Verbindungen zwischen der Antike (insbesondere ihrem Wortschatz) und dem gegenwärtigen kulturellen und politischen Leben her. Für seine zahlreichen Kolumnen, seine Inschriftensammlung „Roms sprechende Steine“ und die erwähnte Sammlung geflügelter Worte wurde er 2004 mit dem Jahrespreis der „Stiftung für Abendländische Ethik und Kultur“ ausgezeich-



net. Obwohl einzelne der in dem hier angezeigten Buch versammelten „Jahrtausendworte“ zuvor in der Rubrik „Jahrtausend-Texte“ der Zeitschrift „Antike Welt“ (Zabern) zitiert wurden, handelt es sich hier jedoch keineswegs etwa „nur“ um eine Sammlung der dort bereits ausführlich interpretierten und kommentierten Texte, sondern um eine ganz neue Sammlung; es gibt also, soweit ich sehe, keine Dubletten.

Das Buch gliedert sich in zwölf thematisch bestimmte Kapitel: 1. Selbsterkenntnis, Gotteserkenntnis; 2. Aufstieg und Sturz; 3. Staat und Gesetz; 4. Zwischen Reich und Arm: die Mitte; 5. Global Village; 6. Freund und Feind; 7. Der Mensch selbst; 8. Alternatives Leben; 9. Jugend und Alter; 10. Zeit des Lebens, Zeit zu leben; 11. Natur und Technik; 12. Bildung und Wissenschaft. Am Schluss des Buches finden sich eine alphabetische Liste der „Lebensdaten der zitierten Autoren“ (183-186), die Stellnachweise (nach Kapiteln gegliedert) und ein alphabetisches Register der Autorennamen und Stichworte (195-199).

Auf diese Weise ist ein schönes Lesebuch entstanden, das dem Fachmann wie dem Nicht-Fachmann antikes Gedankengut unterhaltsam (*si hoc fas est dictu*) darbietet. KLAUS WESTPHALEN zählt das Buch zu den begrüßenswerten „Bemühungen, jene ‚großen Gegenstände‘ des Altertums, die auf Europa einen beachtlichen Einfluss gewonnen haben, explizit in den Vordergrund zu stellen, sie also als Bildungsgüter zu retten“, und zählt es zu den „besonders positiven Produktionen dieser Art“ (vgl. FC 4/2011, S. 334).

Bartels selbst bezeichnet die „gute Hundertschaft“ seiner Jahrtausendworte als „eine durchaus persönliche Auswahl“ (8). Sie sollen dazu einladen, „im weiten Raum des geistigen Internet, wo schon seit längster Zeit ein Click ‚tausend Verbindungen schlägt‘, in die Kreuz und Quere bald die Antike aus der Perspektive der Gegenwart, bald die Gegenwart aus der Perspektive der Antike zu betrachten und zu befragen.“ (8)

Der kundige Leser wird unter den Anekdoten und Bonmots (Apophthegmata) natürlich manches Bekannte wiederfinden, denn der überlieferte Literaturschatz der Antike ist im Laufe der Jahrhunderte tausendmal von Philologen und Pädagogen unter dem Gesichtspunkt durchgesehen worden,

was sich daraus für die jeweilige Jugend eignet. So dürfte dieses Buch, zumal es durch die Stellenangaben und das Register gut erschlossen ist, auch den heutigen Lehrerinnen und Lehrern und den Autoren der Lehrwerke manche Anregung für die inhaltliche Gestaltung und Bereicherung des Unterrichts bieten.

ANDREAS FRITSCH

*Bernard Andreae: Antike Bildmosaiken. Darmstadt/Mainz: Verlag Philipp von Zabern 2012. EUR 49,99 (ISBN 978-3-8053-4470-8).*

Der Verfasser des zu rezensierenden Buches war Professor für Klassische Archäologie in Bochum und Marburg und bis 1995 Direktor der Abteilung Rom des Deutschen Archäologischen Instituts. Wissenschaftlich ausgewiesen hat er sich vor allem durch seine Habilitationsschrift: Studien zur römischen Grabkunst (Heidelberg 1963), später aber auch durch zahlreiche Monographien und Aufsätze. Sein wissenschaftliches Wirken wurde durch Aufnahme in verschiedene Akademien anerkannt. Das Buch „Antike Bildmosaiken“ ist 2003 zum ersten Mal publiziert worden und erfuhr nun eine veränderte Neuauflage.

In der Einleitung erläutert BERNARD ANDREAE (A.) Begriff und Technik der antiken Bildmosaiken (11-18), beschreibt danach die „Kieselmosaiken als Vorläufer der antiken Bildmosaiken“ (19-27), um im dritten Kapitel ausgewählte Bildmosaiken aus Alexandria, Pergamon und Delos vorzustellen (27-62). Ein eigenes Kapitel widmet A. dem Alexandermosaik (63-78). Ab dem fünften Kapitel orientiert sich der Verfasser an einer thematisch-motivischen Einteilung seines Buches; Kapitel 5: Nillandschaften (79-126), Kapitel 6: Fische (127-160), Kapitel 7: Vögel vieler Arten (161-184), Kapitel 8: Raubkatzen und Hauskatzen (185-218), Kapitel 9: Bühnenleben (219-246), Kapitel 10: Menschenleben (247-266), Kapitel 11: Mythenbilder (267-280), Kapitel 12: Das Kentaurenmosaik in Berlin und die anderen Emblemata aus dem Triklinium der Villa Hadriana (281-294), Kapitel 13: Emblemata im Paviment: Der Mosaikfußboden von Baccano (295-308) und Kapitel 14: Schlussbetrachtung (309-310). Daran schließen sich Dankesworte (311), Anmerkungen (312-314), eine Bibliographie (315-317), Standorte (318-319) und der Abbildungsnachweis an (320).